«Wir sind bequem, deshalb benutzen wir KI»

Maren Burghard zeigt im Stadtmuseum Aarau Fake-Bilder.

Interview: Daniele Muscionico

In Ihrer Ausstellung «New Realities, wie künstliche Intelligenz uns abbildet», zeigen Sie, wie fotorealistische KI-Bilder unsere Wahrnehmung beeinflussen. Warum ist dieses Wissen wichtig?
Maren Burghard: Wir laden unsere Gäste ein, ihr eigenes Bildwissen zu hinterfragen. Dazu präsentieren wir drei mit KI generierte Bildserien: «Hotel», «Arbeit» und «Fashion». Diese Bildwelten wirken zunächst vertraut. Gerade darin liegt ihre Stärke. Indem wir die Bildserien wie klassische Fotografien inszenieren, knüpfen wir an unsere Sehgewohnheiten an.

Unabhängig von unserem Bildwissen ist die Gefahr gross, dass wir Fake eben nicht erkennen. Weshalb?
Wir gehen meist ganz selbstverständlich davon aus, dass Bilder eine Form von Wirklichkeit zeigen – besonders dann, wenn sie fotorealistisch wirken. Doch Bildfälschung gibt es, seit es Bilder gibt. Auch die Fotografie bildet nicht einfach ab, sondern bietet eine Interpretation, geprägt von medialen, technischen und kulturellen Einflüssen.

Gibt es denn ein Rezept, um ein KI-Bild zu entlarven?
Ich antworte sehr ungern auf diese Frage, denn alles, was ich heute sage, kann bereits in drei Monaten anders sein. Ich will nicht, dass Menschen lernen: Wenn eine Hand fünf Finger hat, was 2023 manchmal so war, dann stammt das Bild von einer künstlichen Intelligenz.

KI-Expertin Maren Burghard.

Ein Weihnachts-Elch auf einer Guetsli-Dose von Migros besass allerdings auch diesen Herbst fünf Beine …
Es gibt KI-Bildfehler, sicher. Wenn viele Menschen zu sehen sind, wiederholen sich die Gesichtszüge. Linien am Boden sind oft unlogisch. Alles, was nicht häufig in den Trainingsdaten der KI vorkommt, kann sie nach wie vor nicht: Festnetztelefone zum Beispiel, wie wir in der Ausstellung zeigen. Doch nur weil wir etwas erkennen oder nicht erkennen, sagt das nicht, ob es überhaupt eine Wirklichkeit hinter dem Bild gibt. Die Quellen zu prüfen, ist wichtiger.

Im Februar 2003 hat Colin Powell, Amerikas Aussenminister, den Irakkrieg mit einem manipulierten Video losgetreten. Wer glaubt danach tatsächlich noch Quellen, auch seriösen?
Die Unsicherheit im Umgang mit Bildern ist keine Erfindung der KI. Schon bei Trumps Amtseinführung 2017 zeigte sich das: Sein Team veröffentlichte ein Foto, das eine deutlich grössere Menschenmenge zeigte, um seine Feier voller wirken zu lassen. Das Bild war echt, stammte aber von einem anderen Ereignis. Manipulation ganz ohne Technik. Mit KI geht das heute noch weiter. Die Bilder sehen nicht nur echt aus, das Gezeigte existierte vorher gar nicht. Doch sie bedienen unsere Sehgewohnheiten. Und genau deshalb wirken sie so glaubwürdig. Je perfekter ein Bild aussieht, desto weniger fragen wir: Woher kommt es denn?

Die Eskalierung von Bildern und Fake-Bildern begann mit der Ära Trump. Wieso eigentlich?
Trumps Politik war von Anfang an Bild-getrieben – und für Social Media gemacht. Er hat früh erkannt, wie stark sich Stimmungen über visuelle Mittel erzeugen lassen, besonders wenn sie massenhaft und schnell verbreitet werden. Noch sehen die Videos, mit denen er seine Visionen erklärt, oft sehr krude aus. Aber warten wir ein halbes Jahr – dann sehen sie aus, als wären sie mit einer echten Kamera aufgenommen und zeigten eine wirkliche Szene. Wenn auf Social Media entsprechend generiertes Bildmaterial verbreitet wird, lassen sich leicht Gründe finden für das Eingreifen seiner Truppen im eigenen Land.

Ihre Prognose ist düster.
Nach drei Jahren allgegenwärtiger generativer KI haben wir uns fast daran gewöhnt – oder genauer: abhängig gemacht. Viele nutzen KI-Tools wie ChatGPT, um den Alltag zu erleichtern. Doch was oft als «Werkzeug» gilt, ist in Wahrheit ein Medium – ein komplexes, global wirkendes System, das klassische Formen digitaler Kommunikation und Informationsvermittlung durchdringt. Betrachten wir ChatGPT: Noch arbeitet es weitgehend neutral. Doch es bräuchte wohl nur wenige Minuten, um in dem System Prompt, das steuert, wie ChatGPT mit uns kommuniziert, eine politische Agenda zu verankern. Die KI würde dann auf Fragen zur Klimakrise standardisiert mit Sätzen wie «Windkraft hat keine Vorteile, den Klimawandel gibt es nicht» antworten.

Was stimmt hier nicht, und wieso? KI-Bild aus der Ausstellung «New Realities, wie künstliche Intelligenz uns abbildet» im Stadtmuseum Aarau. Bilder: KI-generiert, Idee/Prompt/Bearbeitung: Maren Burghard

Weshalb delegieren wir so vieles an die KI?
Weil wir bequem sind. Denken kostet Energie, und das Hirn will Energie sparen. ChatGPT nimmt uns vieles ab – Texte formulieren, Informationen ordnen, Entscheidungen vorbereiten.

Wer kann die Entwicklung stoppen oder müsste die Verantwortung dafür übernehmen?
Die traurige Nachricht ist, wir können KI nicht stoppen. Zu viele Menschen sprechen darüber, dass KI ein Werkzeug ist, doch das ist es nicht. Ein Tool kann man abschalten, ein Medium nicht. Zudem, der Trend geht dahin, dass nicht nur die Produktion von Bedeutung, von Bildern, von der KI geleistet werden soll, sondern auch die Distribution. Wir haben dann in der Mediengeschichte zum ersten Mal ein Medium, das die Simulation von Bedeutung selbst produziert und selbst in die Welt setzt.

«New Realities – wie Künstliche Intelligenz uns abbildet»
, Stadtmuseum Aarau bis 1. März 2026. 20. November, 18 Uhr: KI im Berufsalltag (Experten-Vortrag), KI-Crashkurs auf Anfrage.

Vergesst Taylor Swift! Hier kommt Rosalía, die neue Pop-Göttin

Auf ihrem neuen Album «Lux» beweist die spanische Sängerin: Pop und Ehrgeiz müssen sich nicht ausschliessen.

Thomas Studer

Dass Popmusik billiger Einheitsbrei sei, schnell produziert und noch schneller vergessen, ist eine gängige Meinung. Sie ist hart, aber nicht unfair.

Denn wer Popmusik macht, will nun mal vielen gefallen, und dafür bieten sich etablierte Rezepte eben an. Erst recht in Zeiten von Streaming-Plattformen, die deshalb täglich mit Songs gefüllt werden, die auch in der Schublade hätten bleiben können.

Manchmal aber gibt es ein Pop-Album, das einiges riskiert und dafür umso mehr gewinnt. Ein solches ist am vergangenen Freitag erschienen. Es heisst «Lux», stammt von der spanischen Sängerin Rosalía und dürfte in den meisten Jahresbestenlisten einen der Spitzenplätze bekleiden.

Die 33-jährige Rosalía, geboren in der Nähe von Barcelona als Rosalía Vila Tobella, hat ursprünglich Flamenco in ihrer Heimat Katalonien studiert. Ihre Abschlussarbeit an der Musikschule veröffentlichte sie als zweites Album «El Mal Querer» (2018). Darin hüllte sie den Flamenco in Pop – und wurde sofort zum Star.

2022 folgte das Album «Motomami»: gebadet in zahlreichen Musikstilen Lateinamerikas und damit voll Songs, die sich wahlweise für die Tango-Bar oder den Reggaeton-Club anboten.

Und nun also «Lux», das Rosalía mit einem wortwörtlichen Paukenschlag ankündete. Auf «Berghain», der ersten Single des Albums, sang sie nicht über einen schlüpfrigen Beat, sondern intonierte klassisch zu Chorgesang und Orchesterklang, eingespielt vom London Symphony Orchestra.

Ein Genre-Wechsel, der überraschte und der von der Sängerin lapidar kommentiert wurde. «Ich mag es sehr, wenn ein Künstler mir eine Ohrfeige verpasst.» Nach Erscheinen von «Lux» zeigt sich: Rosalía verteilt solche orchestralen Ohrfeigen auf Albumlänge.

Selten klang Kitsch so köstlich

Da sind prahlerische Streicher-Arrangements, die jeden Hollywood-Film veredeln würden, aber regelmässig zusammenfallen, bis nur noch ein Instrument erklingt. Hier ein Piano, da eine Klarinette, dort ein fernes Flamenco-Klatschen.

Darüber streicht Rosalía ihre klassisch geschulte Stimme, öffnet sie in süsse Vibratos oder verdünnt sie bis zum Hauch. Ihre Fans nennen den Gesang «himmlisch» oder «göttlich».

Das passt auch insofern, als die ehrgeizigen Texte genau davon handeln: von Gott und dem Göttlichen, das in jedem Menschen steckt.

Um das Konzept universeller Liebe auszudrücken, singt Rosalía auf 13 verschiedenen Sprachen (darunter Deutsch, Hebräisch, Latein und Ukrainisch). Ein etwas kitschiger Move. Doch selten klang Kitsch so köstlich wie hier.

Rosalía:
Lux. Columbia Records.

Rosalía scheut die Dramatik nicht. Bild: Getty Images